

Glögg gehabt

„Ich, Olaf der VIII., beschließe hiermit, dass ich und alle, die mir folgen, endlich mal wieder eine Stadt angreife“, rief ich in die Runde der Wikinger, die sich versammelt hatte. „Wer folgt mir?“ Allgemeines Gegröle und Geklatsche erschall. „Morgen brechen wir auf, nehmt eure Waffen und verstaubt sie auf den Booten“, fuhr ich fort. „Nun geht, wir sehen uns im Morgengrauen.“ Ich packte gerade meine Axt und mein Schwert ein, als ich bemerkte, dass ich nur noch eine Flasche meines Lieblingsgetränkes, Glögg, das ist ein Wein mit Gewürzen, hatte. Diese letzte Flasche warf ich auch noch in meinen Beutel zu dem anderen Proviant. Im Morgengrauen ging ich zum Hafen. Dort hatten sich bereits um die hundert Wikinger versammelt. Wir warteten noch auf fünfzig Männer. Danach stachen wir mit vier Schiffen in See. Es dauerte drei Wochen, bis wir Land sichteten. Ein paar meiner Männer und ich überfielen kleinere Dörfer in der Nähe der Küste, um uns mit Lebensmitteln einzudecken. Endlich sahen wir eine richtige Stadt, die es sich zu plündern lohnte. In der Nacht, bevor wir sie erreichten, lief mein Schiff auf Grund. Von den anderen drei Schiffen wurden Beiboote herabgelassen und kamen auch zum Strand. Wir entschieden, da es nicht mehr weit bis zur Stadt war, zu Fuß zu gehen. Ich nahm die Axt und das Schwert und zur Vorsicht ein Lederband, das ich mir um den Hals befestigte und band die Flasche daran fest, denn wenn ich erst betrunken bin, kann mich keiner mehr aufhalten. Ähnlich ausgerüstet folgten mir meine Leute. Als wir die Stadt erreichten, gingen alle in kleineren Gruppen auf Beutezug. Ich und Torbjorn blieben zurück. Plötzlich, wie aus dem Nichts, sackte Torbjorn neben mir leblos zusammen. Ein Bolzen hatte ihn am Hals getroffen. Im Nu sah ich mich von zehn Stadtwachen umstellt, umzingelt, die mich aufforderten, meine Waffen niederzulegen. Jeder Widerstand war zwecklos. Ich folgte zähneknirschend ihren Befehlen. Auf meine Leibwachen war jedoch Verlass. Augenblicklich stürmten Snorre, Gollum und Ork heran, woraufhin es zu einem Handgemenge kam. Mir überließen sie den Stärksten. Das letzte, woran ich mich erinnere, ist, dass mich etwas Schweres in die Brust traf und ich zusammenbrach, dann...

DUNKELHEIT, DUNKELHEIT, DUNKELHEIT

...Ich wachte mit dem Gesicht nach unten auf. Mühsam rappelte ich mich hoch und erstarrte mitten in der Bewegung: Die Stadt war leer - mit Ausnahme der schönsten Frau, die ich je gesehen hatte. Es war eine Walküre, ohne Zweifel! Diesen Umstand verriet schon das weiße Pferd, auf dem sie saß, die goldene Rüstung, die sie trug und die ebenfalls goldenen Waffen (Schild und Speer). Sie forderte mich winkend auf, hinter ihr aufzusteigen. Nach einem längeren Ritt, auf dem wir keine Menschenseele sahen, kamen wir an einen großen Regenbogen, den Bifrost (die Brücke zu Odins Reich, wie man als Wikinger natürlich wusste). Das Pferd der Walküre griff kräftig aus und trotzdem dauerte es mindestens eine halbe Stunde, bis es an eine riesige, hölzerne und mit Eisennägeln beschlagenen Tür kam, über der ein Schild hing, auf dem in goldenen Lettern stand: Dies ist der Eingang nach *Walhalla*. Zum Vater aller Asen ... ODIN! Das Tor öffnete sich langsam. Als ich mich nach der Walküre umsah, war sie weg. Nichtsdestotrotz ging ich in Odins Reich, denn nun war ich wohl ein *Einherjer* (ein Krieger der ehrenhaft in der Schlacht gefallen war und von einer Walküre zu Odins Tafel geführt wurde). Nach wenigen Minuten Wanderung durch die Gänge, in denen ich aus dem Staunen nicht heraus kam – da waren glitzernde Brunnen, goldene Bänke und ein Dach aus Schilden gestützt von Speeren – traf ich Odin höchstpersönlich. Er saß auf einer der zahlreichen Bänke, guckte sehr griesgrämig in einen Metbecher und murmelte etwas vor sich hin: „Met ... nur Met ... WARUM NUR?“ Die letzten beiden Worte schrie er. Wie ich wusste, trank Odin immer nur Met, da er keinen Hunger kannte. Wenn man mir seit Jahrhunderten nur Einunddasselbe vorgesetzt hätte (etwas Anderes gab es auf der Götterburg nicht) würde ich auch mürrisch sein. Dann kam mir eine Idee: Ich wollte mich immer noch nicht damit abfinden, hier zu feiern statt auf der Erde ehrenhaft Feinde zu besiegen. Deshalb würde Odin meine Glöggflasche bekommen, er würde mich aber dafür zurückschicken. Nachdem ich Odin den Vorschlag unterbreitet hatte, dachte er kurz nach, dann nickte er und sagte dann langsam: „Hmm, in Ordnung, sobald ich diesen ‘Gewürzwein` in Händen halte, schicke ich dich dorthin zurück, wo du aufgebrochen bist.“ Ich fand das Angebot verlockend, deshalb reichte ich ihm die Flasche. Sobald seine Fingerspitzen das Glas berührt hatten, sauste ich, mich um mich

selbst drehend, durch die Luft, bis ich schließlich an der gleichen Stelle, an der ich das Zeitliche gesegnet hatte, wieder auftauchte. Die Schlacht war vorbei, die Stadt geplündert und kaum einer meiner Männer gefallen. Als sie mich sahen, versammelten sie sich im Kreis um mich. Ich gab ich meine Geschichte zum Besten.

Fortan nannten mich alle nur noch Olaf den *Glögghichen*.

Diego Dingeldein, Klasse 6G2

Glück gehabt

Eines Tages überfiel mich mein kleiner Bruder Simon mit der Nachricht, ich müsse mit ihm zum Fußballplatz gehen. Da ich ihm noch einen Gefallen schuldete, musste ich wohl mitkommen. Als wir unserer Mutter gesagt hatten, wohin wir gehen wollten, fragte sie mich erst, wieso ich mit meinem Bruder zum Fußballplatz wolle. Ich erklärte ihr, dass ich ihm noch einen Gefallen schuldig sei. Und so nahm Simon den Ball und wir gingen los. „Aber zum Abendessen seid ihr wieder zu Hause“, rief Mama uns noch nach. Auf dem Weg sagte mein Bruder zu mir: „Wir bleiben aber mindestens eine halbe Stunde! Nicht dass du mir sagst, wenn wir da sind, dass du wieder nach Hause willst!“ „Ok, ok“ antwortete ich etwas genervt, denn Simon hatte meinen Plan durchschaut. Als wir ankamen, nahm ich Simon sofort den Ball aus der Hand, schoss ihn ein Stück voraus, rannte hinterher und zielte auf das Tor. Treffer! Als mein Bruder den Ball wieder hatte, habe ich ihm mehrmals gegen sein Schienbein getreten. Daraufhin hat er entweder einen Mittellinienschuss oder einen Elfmeter bekommen. Den Mittellinienschuss habe ich ab und zu gehalten, aber gegen die Elfmeter war ich machtlos. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde gespielt hatten, ging mein Bruder zum Basketballplatz, der direkt neben dem Fußballplatz lag. „Jetzt spielen wir noch eine Runde Basketball!“, rief Simon mir zu. „Ich will aber endlich nach Hause“, protestierte ich. „Oder wollen wir etwas anderes spielen?“, fragte Simon. Ich antwortete: „Du kannst machen, was du willst, aber ich gehe jetzt zurück.“ „Na gut, ich gebe auf“, meinte er darauf mit hängenden Schultern. Um ihn etwas zu trösten, sagte ich: „Wir können ja zu Hause einen heißen Kakao trinken!“ „Ok, mir ist auch richtig kalt geworden“, antwortete er, denn an diesem Wintertag waren es draußen nur drei Grad Celsius. Auf dem Heimweg liefen wir die Hauptstraße entlang. Simon prellte mit dem Ball neben mir auf dem Bürgersteig. Als er stolperte, rollte der Ball auf die Straße und er rannte hinterher. Ich schrie. Reifen quietschten. Im nächsten Moment lag mein Bruder regungslos vor einem Auto. Sein linker Arm war ganz verdreht. Der Fahrer war sofort ausgestiegen und wollte Simon hochziehen, doch dieser rührte sich nicht. Ich rannte panisch zu den beiden. Mein Bruder regte sich langsam. Er wollte aufstehen, doch er schaffte es nicht, denn er konnte seinen Arm nicht bewegen. Der Autofahrer rief den Notarzt und ich sagte meiner Mutter, dass sie ins Krankenhaus kommen soll und dass ich ihr dort alles erzählen wolle. Nach wenigen Minuten kam der Notarzt und ich fuhr mit Simon ins Krankenhaus. Die Ärzte befürchteten einen Schock und untersuchten ihn. Währenddessen erzählte ich meiner Mutter die ganze Geschichte. Die Krankenschwester sagte: „Simon muss leider die Nacht hier verbringen.“ Mama war entsetzt. Aber die Ärzte konnten sie beruhigen, denn Simon hatte keinen Schock. Nur sein Arm sei gebrochen und er würde einen Gips bekommen. Sie sagten, dass er seinen Arm für mehrere Wochen nicht mehr bewegen könne, aber dass er morgen wieder nach Hause dürfe. Als Mama und ich auf dem Heimweg waren, sagte sie: „Da hat Simon aber wirklich Glück gehabt!“

Analena Krieger, Klasse 6G2

Timo auf Gangsterjagd

Timo ging auf die Straße. Es war ein sehr sonniger Tag. Es war Sonntagmorgen, und Timo ging zur Schule. Zuerst durch die Bachgasse, dann über den Fuchsplatz und schließlich durch das Tor der Schule. In der ersten Stunde hatte er Mathematik und danach Französisch. Mathe war sein

Lieblingsfach, vor allem mochte er Geometrie. Er packte sein Geodreieck und seinen Bleistift aus. Nach der Schule ging er in den Stadtpark, um sich dort an der Würstchenbude sein Mittagessen zu holen. Mit seinem Brötchen in der Hand ging er nun ein bisschen Spazieren. Plötzlich tauchte ein Junge vor ihm auf. Er trug zerrissene Kleider und hielt etwas in der Hand, das aussah wie ein nagelneuer Laptop. Hinter ihm rannte der Besitzer des Elektronik-Geschäfts. „Haltet den Dieb, haltet den Dieb“, rief er aufgebracht. Timo war so überrascht, dass er dem Geschehen nur staunend zuschauen konnte. Der fremde Junge verschwand blitzschnell in den zahlreichen Büschen des Stadtparks. Der Laptop war verloren. Der Besitzer des Geschäfts ging wieder in seinen Laden, um seine Kunden zu bedienen. Nach diesem Ereignis lief Timo erst einmal nach Hause, um seine Hausaufgaben zu machen. Zusammen mit seiner Mutter und seinem Vater aß er danach zu Abend. Dabei dachte er über die Vorfälle des Nachmittags nach. „Bestimmt wird der Junge den Laptop teuer verkaufen“, überlegte er. „Er trug ja auch ganz zerrissene Kleider“. Nach dem Abendessen ging Timo nachdenklich zu Bett. Am nächsten Morgen lief er nach der Schule wieder in den Park, zu der Stelle, wo der Junge im Gebüsch verschwunden war. Timo schaute sich um und piffte leise durch die Zähne. „Das ist ja ein richtiger kleiner Pfad“, staunte er. Timo schlich weiter durch das Unterholz. Nach ungefähr zehn Minuten kam er zum Ende des Pfades. Dort stand eine anscheinend selbst zusammengebaute, windschiefe Hütte. Er schaute in das einzige Zimmer, das es in der Hütte gab. Er war verblüfft: In dieser kleinen Hütte lagen insgesamt fünf Schlafsäcke. „Also ist das eine ganze Räuberbande“, dachte Timo. Er schaute sich ein wenig um. In der Ecke lag eine Zeitungsausgabe von gestern. Die Schlagzeile hieß: „Zwei Überfälle am helllichten Tag, Täter unbekannt.“ „Darf ich fragen, was du hier willst“, fragte eine tiefe Stimme hinter ihm. Timo bekam fast einen Herzinfarkt. Langsam drehte er sich um, bereit zum Kampf. Vor ihm stand der Junge, den er schon gestern im Stadtpark gesehen hatte. Der Junge hielt ein Messer in der Hand. „Ich frage dich noch ein letztes Mal: Was willst du hier?“ Timo wich zurück. „Ich werde alles der Polizei berichten!“, sagte er. Der Junge antwortete: „Dazu wird es nicht kommen!“ Timo begann zu zittern. „Willst du mir drohen?“, flüsterte er. Timo wartete auf den richtigen Moment. Sobald der Junge eine Sekunde unaufmerksam war, wollte er die Chance ergreifen und fliehen. Jetzt! Der Junge schaute kurz in eine der Ecken der Hütte. Timo sprang auf und rannte um sein Leben. Der Junge rief: „Bleib stehen oder ich schieße!“ Timo dachte gar nicht daran stehen zu bleiben. Er fragte sich nur, woher der Junge diese verdammt tödliche Waffe haben konnte. Timo rannte und rannte. Dann peitschte ein Schuss. Timo spürte, wie ihn etwas am Bein traf. Er ging zu Boden. Und dann wurde er vor Schmerz ohnmächtig. Er hörte nur noch, wie der Junge sagte: „Jetzt habe ich dich!“ Das Nächste was Timo sah, war eine Frau im weißen Kittel. „Wo bin ich?“, murmelte er. „Du bist im Krankenhaus“, antwortete ihm eine sanfte Stimme. Plötzlich fiel ihm alles wieder ein: Der Weg. Die Hütte. Der Junge, der ihn angeschossen hatte. „Was ist mit dem Jungen?“, fragte Timo. „Er wurde festgenommen.“ „Und der Rest der Bande?“, hakte Timo nach. „Der auch.“ Da war Timo richtig froh. „Ach übrigens“, sagte die Krankenschwester, „Draußen warten richtig viele Reporter auf dich.“ „Darf ich denn schon gehen?“, fragte Timo, „Sie wissen schon, mein Bein.“ „Dein Bein ist schon wieder voll und ganz in Ordnung“, antwortete die Krankenschwester. Timo atmete auf. Er stand auf und ging aus dem Krankenhaus. Als er hinaus ging, empfing ihn Applaus. Und am nächsten Morgen hieß die Schlagzeile: „Kleiner Junge, großes Glück.“

Pascal Thierolf, Klasse 6G3

Glück gehabt!

Eines Tages, vor etwa einem Jahr, war ich mit meinen Freunden in der Stadt unterwegs, weil Ferienbeginn war. Wir alle waren fröhlich und ausgelassen, also in bester Ferienstimmung. Nach einer Weile besuchten wir einen Elektronikfachmarkt. Dort schauten wir uns neugierig um, spielten einige Spiele auf Computern, hörten Musik und hatten eine Menge Spaß. Ich träumte dabei von einer schönen, neuen Stereoanlage oder einer X-Box mit vielen Spielen. Zum Schluss kaufte ich mir noch eine CD meines Lieblingssängers im Sonderangebot. Nun blieben mir noch

ein wenig mehr als 20 Euro übrig. Daraufhin verließen wir fröhlich das Geschäft und wollten uns noch ein Eis kaufen. Beim Eisgeschäft angekommen, griff ich nach meinem Portemonnaie in der Hosentasche und fühlte sofort Panik in mir hoch steigen. Mein Portemonnaie war nicht mehr da. Ich schaute mich hektisch um, da sah ich plötzlich eine nette Frau winken und ging zu ihr hin. Sie hatte mein Portemonnaie gefunden und hielt es mir freundlich, mit den Worten entgegen: „Ist das nicht deins?“ Ich konnte es kaum fassen, mir fiel ein Stein vom Herzen. **Glück gehabt!**

Tobias Zartner, Klasse 7G3

Glück gehabt!

Es war einmal vor langer, langer Zeit ...

Ein Junge, der musste stets arbeiten. Sein Vater war schon verstorben und seine Mutter musste sich um die Töchter kümmern. Diese waren 3 und 4 Jahre alt.

Eines Tages ging er zum nahe gelegenen Bauernhof, auf welchem er arbeitete. Da kam der Bauer auf ihn zu und sagte zu ihm: „Heute gehst du auf das Feld. Ich brauche wieder Kartoffeln. Und wenn du nicht wieder nach Hause gehen willst, dann rate ich dir, dich an die Arbeit zu machen.“ Da antwortete der Junge: „Aber ich muss doch Geld verdienen für meine Mutter und meine Schwestern.“ „Dann geh' jetzt zum Kartoffeln ernten und mach' dich nützlich!“, schrie der Bauer. Daraufhin ging der Junge auf das Feld des Bauern und erntete dessen Kartoffeln. Am Abend taten ihm alle Knochen weh. Dennoch war er glücklich, dass er Wasser und Brot für seine Familie verdienen konnte. Der nächste Tag war ein Sonntag. Der Junge konnte ausschlafen und seine Kräfte sammeln. An seinem nächsten Arbeitstag ging er erneut zum Bauern, um ihm wieder bei der Ernte zu helfen. Doch heute sagte er zu ihm: „Nein, Junge! Heute habe ich keine Arbeit für dich.“ Der Junge war bedrückt und sagte zu dem Bauern: „Aber sonst haben Sie mir doch auch Arbeit gegeben. Ich muss doch meine Mutter und meine Schwester.“ „Was fällt dir eigentlich ein?! Wenn ich sage, dass ich keine Arbeit für dich habe, dann hast du nicht zu widersprechen!“, entgegnete ihm der Bauer. Traurig trottete der Junge nach Hause. Auf seinem Heimweg kam er an einem Marktschreier vorbei. Der sah sehr traurig aus; genau wie der Junge. Er ging zu ihm und fragte: „Warum bist du so traurig?“. Da antwortete der: „Ich habe niemanden, der mir bei meiner Ernte hilft. Ich kann doch nicht alles alleine machen.“ Da meinte der Junge: „Aber ich kann dir doch helfen.“ „Meinst du wirklich?“, fragte der Marktschreier. „Aber natürlich.“, entgegnete ihm der Junge. Und auf einmal wurde dem Jungen klar, dass er ja wieder Arbeit gefunden hatte. „Ich kann dir für deine Dienste aber nur ein Paar Kartoffeln und etwas Fleisch geben.“, meinte der Marktschreier. Und somit war alles wieder in Ordnung: Der Junge hatte wieder Arbeit und dessen Familie ging es so gut wie noch nie. Sogar der Marktschreier konnte sich nicht beklagen. Denn er hatte nun jemanden gefunden, der ihm half, die Ernte zu lesen. „Da hab' ich ja **Glück gehabt!**“, dachte der Junge.

Julian N. Schmidt, Klasse 7G3

You're a lucky one

Yesterday you called me crying
I asked you what had happened
And you told me she was dying
I asked you if I can come by
And you just said
'no thanks, I'm by myself but I try

How can I help you if I'm not near
What can I do if you shed a tear
Let me tell you one thing
Something that happened last spring

You're a lucky person
Independently what's happening

What is a lucky person?
A Friend told me once
That a beloved person
is a lucky one.

A lucky person is someone who is loved.
Not just in the romantic way but by his friends!
Before you feel a romantic love, I hope it makes sense
by your friends you were already beloved...

So think a little bit
You may have lost the one you love
And I imagine how hard it is to admit
but there will be others.

But the love of a true friend doesn't appear that often
So yes she's dying and Dear friend I'm very sorry
But you have True friends
who will help you and who will be forever on your side!

So keep your head held high
And keep these words on your mind...
You may have lost her but
I AM BY YOUR SIDE AND I WILL ALWAYS BE THERE

Sooo..

You are lucky one!
Claudia Freitas, Klasse 8G2

Die verschwundene Brosche

„Aufstehen, aufstehen!“ Laura blinzelte. Heute war doch Samstag und keine Schule. Wieso weckte sie ihre Mutter dann? Ach ja, heute fuhren ihre Eltern ja nach Berlin. Das war ein Geburtstagsgeschenk von ihrem Vater an ihre Mutter gewesen. Gleich würden ihre Freundinnen,

Marie und Zoe, kommen. Sie würden bei ihr übernachten und sie würden sich zusammen um die Pferde kümmern, denn ihre Mutter betrieb einen Reiterhof. Laura stand auf, zog sich an und ging in die Küche, um sich etwas zum Frühstück zu holen. Ihre Mutter packte gerade den Reiseführer in eine Tasche. „Da bist du ja endlich! Wir fahren gleich“, begrüßte sie Laura. An ihrer Bluse steckte eine Brosche in Form eines Pferdes. Das Auge des Pferdes bestand aus einem funkelnden Stein. „Die Brosche ist wunderschön. Du hattest sie noch nie an.“ „Ich habe sie von deiner Oma bekommen, als ich so alt war wie du.“ Plötzlich klingelte es an der Tür. „Das sind bestimmt Zoe und Marie. Darf ich deine Brosche mal kurz ausleihen, um sie den beiden zu zeigen. Ich bringe sie dir auch gleich wieder“, fragte Laura. „In Ordnung, aber beeil dich. Wir fahren gleich“, antwortete ihre Mutter. Laura öffnete die Tür: „Da seid ihr ja endlich. Kommt rein.“ Sie umarmten sich, dann brachten Zoe und Marie ihre Sachen in Lauras Zimmer. „Schaut mal, das ist die Brosche von meiner Mama, ist sie nicht schön. Ich dachte, wir könnten uns auch so eine kaufen. Sozusagen als Freundschaftsbrosche. Wie findet ihr die Idee?“ „Sie ist wunderschön“, hauchte Marie. „Ich finde die Idee gut“, rief Zoe: „Das wird ein tolles Wochenende. Wir werden bestimmt viel Spaß haben.“ „Na ja“, meinte Laura, „meine Mama hat uns eine Liste mit Aufgaben dagelassen. Hier.“ „Stall ausmisten, Pferde abends füttern, Pferde morgens auf die Weide bringen. Na, dann fangen wir am besten gleich an. Misten wir als erstes den Stall aus“, sagte Zoe. Die drei Mädchen gingen in den Stall. Da fiel Laura auf, dass sie noch immer die Brosche in der Hand hielt. „Meine Mama kommt bestimmt noch mal, um sich zu verabschieden. Dann kann ich ihr immer noch die Brosche geben. Solange leg ich sie auf die Bank hier, damit ich sie nicht verliere.“ Die Mädchen machten sich ans Misten. Nach ein paar Minuten kam Lauras Mutter in den Stall: „Auf Wiedersehen ihr drei, wir fahren jetzt.“ Die drei Mädchen schauten nur kurz hoch und wünschten gute Reise, dann arbeiteten sie weiter. Kurze Zeit später hörten sie ein Auto vom Hof fahren. Als sie fertig gemistet hatten, gingen sie ins Haus, um sich etwas zu trinken zu holen, denn die Arbeit war anstrengend gewesen. „Ich habe meiner Mama nicht die Brosche zurückgegeben. Sie liegt noch immer im Stall.“ Laura lief zum Stall. Als sie bei der Bank ankam, dachte sie erst, sie sehe nicht richtig. Aber es stimmte. Die Brosche war weg! Sie schaute unter die Bank, aber auch da war sie nicht. Laura brach in Tränen aus. „Was ist denn“, fragte Zoe, die mit Marie gerade den Stall betrat. „Die Brosche ist weg, bestimmt hat sie eine der Katzen gemopst. Meine Mama reißt mir den Kopf ab. Ich hätte sie ihr zurückgeben müssen, aber ich habe es vergessen.“ „Was hältst du davon, wenn wir sie zusammen suchen“, fragte Marie. Die drei Mädchen suchten den ganzen Hof ab. Aber die Brosche fanden sie nicht. Am Abend hatten sie die Brosche auch noch nicht gefunden. Die Stimmung war sehr gedrückt. „Ich hab eine Idee. Damit deine Mutter nicht so sauer wird, können wir ihr ja eine Freude machen“, schlug Marie vor. „Genau, wir könnten den Stall streichen“, sagte Zoe. Gesagt getan. Am nächsten Tag machten sich die Mädchen schon früh an die Arbeit. Sie wurden gerade fertig, als ein Auto auf den Hof fuhr. „Oh oh, das sind meine Eltern“, sagte Laura. Lauras Mutter stieg aus und lief freudestrahlend auf die Mädchen zu. „Das ist ja eine tolle Überraschung, ihr habt den Stall gestrichen!“ An ihrer Bluse funkelte die Brosche. „Da haben ich ja noch einmal Glück gehabt“, flüsterte Laura und zwinkerte ihren Freundinnen zu.

Milena Sophie Dahlhof, Klasse 8G4

„Glück gehabt!“

Warum ausgerechnet Papa? Wie konnte er so etwas tun? Oder war er es überhaupt? Papa, du fehlst mir. Die Worte meines Mathelehrers rissen mich aus meinen Gedanken. „Viola, wenn du nicht bald etwas für deine Mathenote tust, wirst du so enden wie dein Vater!“ Ich war erst malsprachlos. Woher wusste er von der Festnahme meines Vaters heute Morgen? „Der Direktor hat es mir mitgeteilt. Ich meine, die Sache mit deinem Vater.“ Sofort schauten mich alle an. Na, bravo, und so jemand wie der ist Vertrauenslehrer. Gibt es nicht so etwas wie Schweigepflicht? Während ich über das Verhalten meines Mathelehrers nachgrübelte, klärte Herr Müller alle auf. Saskia zog sofort ihr Handy raus, um es allen mitzuteilen. In Kürze würde es die ganze Schule

wissen. Dabei konnte ich es selbst kaum glauben. Mein Vater ein Dieb? Jeder, aber er gewiss nicht. Papa war doch immer ehrlich, hilfsbereit, sozial. Und trotzdem war die Polizei der festen Überzeugung, dass Papa derjenige war, der die Bank überfallen hatte. Das Geld allerdings war unaufspürbar. Mittlerweile war die Stunde zu Ende und es war Pause. Ich saß immer noch auf meinem Platz. Herr Müller kam auf mich zu mit den Worten: „Wenn du reden willst, Viola, ich kann dir vielleicht in dieser Lage helfen.“ „Mmmh“, sagte ich, dachte aber „ganz bestimmt nicht“ und verließ das Klassenzimmer. Den Schultag brachte ich irgendwie rum. Als ich nach Hause kam, war alles leer. Ungewohnt. Geschwister hatte ich keine und meine Mutter war bei meiner Geburt gestorben. Und Papa, der war seit heute Morgen auch nicht mehr da. Die Polizei behauptete, sie hätten genug Beweise, dass er der Täter sei. Plötzlich klingelte es. Ich ging zur Haustür und vor mir stand mein Vater. Als er mein erstauntes Gesicht sah, erklärte er: „Die Polizei hat sich geirrt. Der wahre Täter sieht mir ziemlichähnlich, deswegen die Verwechslung. Sie haben ihn zum Glück gefasst.“ Ich brachte nur „Glück gehabt!“ hervor und fiel meinem Vater um den Hals. Am nächsten Tag entschuldigte sich mein Mathelehrer für sein Verhalten und ein paar Tage später war wieder alles wie immer.

Ann-Catherine Thierolf, Klasse 8G4

Glück gehabt?

Das Glück gibt es nicht. Ebenso wenig das Pech. Es gibt allerdings das Schicksal, auf das sich doch vieles gründet. „Glück“ und „Pech“ sind, wie so vieles, von den Menschen erfundene Begriffe, die dieselben benutzen, um ihr Schicksal zu umschreiben, und es in ein Verhältnis zu den Schicksalen von anderen zu setzen. Wenn jemand sagt er habe Glück gehabt, dann ist ihm etwas widerfahren, was ihn möglicherweise glücklich gemacht hat, aber dennoch ist es doch nur etwas, was einem in einem ganz alltäglichen Leben schon einmal passieren kann. Analog dazu das Pech: Ein vom Menschen erfundener Begriff, der von dem Adjektiv „pechschwarz“ kommt und somit von dem in früheren Zeiten noch bekannteren Stoff Pech. Pech gehört genauso zum Alltag wie Glück. Wenn jemand sagte er habe Pech gehabt, dann ist irgendetwas zu seinem Nachteil geschehen. Man kann aber Glück und Pech nicht „haben“. Man kann diese Begriffe nicht „besitzen“, also für sich in Anspruch nehmen. Dienlicher ist es deshalb, sie unter dem Begriff „Schicksal“ zusammenzufassen. Denn der Mensch nimmt sein „Glück“ oder sein „Pech“ immer nur subjektiv wahr; er versucht zu ergründen, ob er mit seinem Leben zufrieden sein kann, oder nicht. Er möchte somit sein Leben „charakterisieren“, er möchte sich einordnen, einen Platz in der Gesellschaft finden. Aber wenn der Mensch meint, er hätte Befugnis, zu entscheiden, wann er sozusagen aus eigener Kraft „Glück“ oder „Pech“ in seinem Leben herbeigeführt habe, dann unterliegt er einem Trugschluss. „Glück“ und „Pech“ sind bedingt, dass Schicksal ist allerdings unbedingt, und jene sind diesem unterworfen.

Christian Thomasberger, D04, Q1

Glück gehabt!

Es gab mal einen Jungen, eine Jungen wie jeden anderen. Er ging zur Schule, stritt sich gerne mit seiner älteren Schwester, und spielte Fußball. Was ihn aber von den anderen jungen unterschied war, dass er kein Glück in seinem Leben hatte, zumindest war das seine Ansicht der Dinge. Täglich beklagte er sich darüber, wie schwer er es doch in seinem Leben habe, so ganz ohne Glück, doch das sollte sich ändern. Als er eines Morgens auf dem Weg zum Schulbus war und die Straße überqueren wollte, achtete er nicht auf den Verkehr. Er wusste, dass es nur eine Seitenstraße ist, und da er gleichzeitig noch in Zeitdruck war, ging er hemmungslos, ohne einen Blick nach links oder rechts, auf die Straße zu. Kurz bevor er den ersten Fuß auf die Straße setzte,

hörte er hinter sich einen kräftigen Schlag. Sofort schreckte er auf und ging einen Schritt zurück. In diesem Moment fuhr ein Auto die Straße entlang, und noch mal erschreckte sich der Junge. Als er wieder zur Beruhigung kam und sah, dass es ein morscher Ast war der von einem Baum fiel, der diesen lauten Schlag verursacht hatte, realisierte er, was gerade geschehen war. Wäre dieser Ast nicht gewesen, wäre der Junge wahrscheinlich ohne Rücksicht auf die Straße gelaufen, und ein Auto hätte seinen Weg gekreuzt. Ob das nur Zufall war? Nein, es war Glück! Zum ersten Mal in seinem Leben empfand der Junge das Gefühl, Glück gehabt zu haben. Dieser Tag veränderte sein Leben und seine Einstellung. Von nun an beschwerte sich der Junge keinen Tag mehr darüber kein Glück zu haben. Dieser Vorfall prägte ihn und er hat ihn nie wieder vergessen.

Marc Misskamp, D04, Q1

„Glück gehabt!“

Strophe 1:

Du gehst entlang an dieser Stelle,
die dich daran erinnert, was mal war.
Bis Heute weiß es Niemand. Dein Geheimnis!
Das ist doch klar.
Du bist noch so jung, dass es viel verändert,
wenn Jemand weiß an was es dich hier erinnert.

Refrain:

Ein Moment, der alles ändert!
Ein Knall, ein Schrei und du spürst nichts mehr.
Ein Moment, der alles ändert.
Doch Niemand weiß was davon.

Strophe 2:

Ich kann nur sagen, du hast Glück gehabt!
Dass dir nichts passiert ist, grenzt an ein Wunder.
Denn da war Jemand, der dich beschützte
und dir dein Leben lies.

Refrain:

Ein Moment, der alles ändert!
Ein Knall, ein Schrei und du spürst nichts mehr.
Ein Moment, der alles ändert.
Doch Niemand weiß was davon.

Bridge:

Was denkst du, würden die Menschen sagen,
wenn sie wüssten, was dir passiert ist?
Sie würden lachen und weinen und alles,
weil sie froh wären dich noch zu haben.

2 x Refrain:

Ein Moment, der alles ändert!
Ein Knall, ein Schrei und du spürst nichts mehr.
Ein Moment, der alles ändert.
Doch Niemand weiß was davon.

Ein Moment, der alles ändert!
Ein Knall, ein Schrei und du spürst nichts mehr.
Ein Moment, der alles ändert.
Doch Niemand weiß was davon.

Susanne Schnellbacher, D04, Q1

- Glück gehabt... -

„Lauf Marc, lauf!“, schrie Peter aus dem tiefschwarzen Van. Marc stolpert aus dem riesigen Bankgebäude. Plötzlich fielen Schüsse! Marc fällt zu Boden und blieb reglos liegen! Peter war geschockt! Nur er konnte sehen, was geschehen war. „Manfred, gib Gas!“. Mit quietschenden Reifen raste der Van los, darin Marcs Freunde, Peter, Mike und Manfred. Langsam verschwindet der Van am Horizont und das rot-orangefarbene Sonnenlicht überstrahlte die Stadt. Sie kamen vor einer großen, verlassenen Fabrikhalle an. Sie war von einem großen grauen Tor verschlossen. Mike öffnete es und winkte den Van hinein. Danach schlüpfte er hinter dem Wagen in die Halle und verschloss diese wieder. Peter, der Anführer der Bande, rief seine Jungs aus dem Wagen. Sie legten ihre Waffen auf einen großen Tisch und beratschlagten sich über das weitere Vorgehen. Peter zog sich seine schussichere Weste vom Körper und schrie: „Wir haben Marc verloren!“ Wütend trat er gegen einen alten, verbeulten Schrank. „Denkst du er packt aus, Peter?“, fragte Manfred. Es blieb still unter der Gruppe der Männer. „Was soll die Frage man? Er ist tot! Sie haben ihn erwischt! Eiskalt von hinten erschossen!“, schrie Peter plötzlich und packte Manfred am Kragen, drückte ihn gegen die Wand und ließ ihn fallen. Manfred knallte auf den harten, kalten Fabrikboden und blieb liegen. „Wir haben unseren besten Mann verloren! Nur Marc kann uns erneuten Zugang zum Bankgebäude verschaffen, um so die kriminellen Maschen der Banker aufzudecken! Jetzt hängt uns auch noch die Polizei am Hals! Die sollen doch erst später erfahren was wir darin vor hatten! Wir brauchen doch erst einmal Beweise.“ Peter war sichtlich verzweifelt. Er erkannte die missliche Lage sofort und mit ihm auch seine Freunde. Die Polizei wird ihnen die Geschichte nie glauben und sie wegen Einbruchs in das Bankgebäude festnehmen. Dabei hatten sie doch lediglich versucht Beweise für die illegale und hoch kriminelle Vorgangsweise der Banken der Stadt zu finden und der Polizei zu überbringen. Peter war verzweifelt. „Was machen wir jetzt?“, fragte Mike. „Wir können nichts machen außer zu fliehen! Alles andere ist zwecklos! Ohne Marc sind wir aufgefliegen und können unsere Pläne vergessen!“. Peter machte eine Pause, um einen klaren Gedanken fassen zu können. Plötzlich fing er an die Pläne von den Wänden zu reißen und alles wegzupacken. „Los helft mir endlich und steht nicht so nutzlos herum! Wir müssen unsere Spuren verwischen, damit wir nicht auffliegen! Helft mir und packt alles in den Van!“, schrie Peter. Sofort packten er und seine Freunde alles in den Van und die alte Fabrikhalle war auf die schnelle leer geräumt. Es waren nur noch alte Fässer zu sehen und die alten, tristen, grauen Betonwände. Die Tische, die Stühle, die ganzen Pläne mit den Zeichnungen, die Waffen, die Schutzwesten, die Tarnkleidung. Alles war plötzlich verschwunden. „Und was ist mit unseren Kleidern, die wir jetzt tragen, Peter?“, fragte Manfred, der Fahrer des Vans. „Los Jungs! Zieht euch die Overalls aus und werft sie in den Van. Wir müssen ganz normal aussehen!“, antwortete Peter. Die drei Freunde trugen ganz normale Kleidung, als sie mit dem tiefschwarzen Van die Fabrikhalle und das Fabrikgelände vorsichtig verließen, immer mit der Angst der Polizei zu begegnen. Sie fuhren in die Stadt und Peter führte Manfred zum Hafen. „Peter, was hast du vor?“, fragte Mike. „Wir müssen alles vernichten und dann startet jeder von uns ein neues Leben und wir vergessen das alles hier! Das darf nie herauskommen!“, antwortete Peter und führte Manfred weiter auf das Hafengelände. „Und jetzt hier rechts herum. Aber sei bloß vorsichtig, dass uns keiner sieht!“. Mittlerweile war es Nacht geworden, als die drei Freunde an einer freien Hafenkante ankamen. „Los Jungs, steigt aus! Wir versenken den Wagen, indem wir ihn mit dem Kran ins Wasser stoßen!“, befahl Peter. Seine Freunde waren entsetzt und zuckten zusammen, als sie dies hörten. „Los! Ihr habt gehört was ich gesagt habe! Wir haben keine andere Möglichkeit!“. Peter stieg in den Hafenkran und setzte ihn in Bewegung. Als er gerade mit dem Kran ausholen wollte, um den Wagen im Fluss zu versenken, klingelte plötzlich sein Mobiltelefon. „Marc? Bist du e? Hab ich gerade richtig gehört?“, fragte Peter erschrocken und fing an zu zittern. Er stoppte den Hafenkran, stieg aus ihm heraus und rief: „Leute, schnell in den Wagen und weg hier! Marc lebt! Wir ziehen unsere Pläne noch diese Nacht durch und holen uns die Beweise! Und morgen früh, gehen wir dann zur Polizei und legen ihnen die Beweise vor die Nase!“. Lächelnd stiegen die drei Freunde in den Van und fuhren los. Es war zwei Uhr nachts, als die drei Freunde vor dem Bankgebäude eintrafen. Marc trat plötzlich aus einem dunklen Versteck hervor und ging zum Van. „Hey Jungs!“, rief er lächelnd. Fröhlich darüber, dass er noch

am Leben war umarmten ihn die drei herzlich. „Marc, wir dachten sie hätten dich erwischt!“, sagte Mike. „Sie haben mich auch erwischt aber die kugelsichere Weste hat mir mein Leben gerettet...Die Kugel ist in ihr stecken geblieben!“, erklärte Marc. „Aber du lagst doch so reglos auf dem Boden!“, meinte Peter. „Ja ich war ziemlich geschockt. Ich konnte mich aber kurz danach aufraffen, aber ihr wart schon weg. Ich hab mich dann hier versteckt und mich ausgeruht, bis ich euch angerufen habe, weil die Fabrikhalle völlig leer war!“. „Da haben wir gerade noch mal **Glück gehabt!** Vor allem du, Marc!“, meinte Peter mit einem Lächeln auf den Lippen. „Und jetzt lasst uns die Beweise da heraus holen! Wir haben vielleicht **Glück gehabt**, aber wir haben nicht ewig Zeit!“. Die vier Freunde waren froh wieder vereint zu sein und starteten ihren Einbruch in das Bankgebäude der Stadt, um Beweise für die kriminelle Vorgangsweise der Banker zu finden und der Polizei zu übergeben. Der Einbruch dauerte nur wenige Minuten, doch diesmal hatte er Erfolg! Die vier Freunde fanden genügend Beweise, die sie der Polizei übergeben konnten und somit die Banker hinter Gittern brachten. Es stellte sich heraus, dass die vier Freunde mit ihrem Einsatz, und vor allem Marc mit dem Einsatz seines Lebens einige Millionen Euro gerettet haben. Die Banker waren ein „dicker Fisch“ in der Geldwäsche- Szene und sie wurden durch die vier Freunde mit Einsatz ihres Lebens erfolgreich gestellt. Den Freunden wurde für ihre Tat das Bundesverdienstkreuz überreicht und sie setzten damit ein großes Zeichen gegen die kriminelle Maschen der Banken.

Yannick Stöhr, D04, Q1

Das kleine Kleeblatt

Es war einmal vor nicht allzu langer Zeit auf einem grünen Hügel irgendwo im Land. Und genau in der Mitte des Hügels, zwischen den Gänseblümchen und den Veilchen wuchs ein kleines Kleeblatt. Die Sonne schien hell, die Luft war klar, die Vögel sangen im nahen Wald.....und das Kleeblättchen war traurig. Während alle anderen Kleeblätter zusammen an einem Fleck weiter weg wuchsen, stand unser kleines Kleeblatt ganz allein, zwischen den arroganten Schönblütlern. Es bemitleidete sich sehr, vor allem an einem so schönen Tag wie heute, wenn das Lachen der anderen herüber scholl und alle Wiesenbewohner fröhlich waren. „Du solltest den Kopf nicht so hängen lassen“, sprach das größte Gänseblümchen, das ganz dicht bei ihm stand, „du schaust so trübselig, das einem fast selbst die gute Stimmung vergeht!“ „Außerdem machst du dir damit selbst Schatten“, ergänzte ein weiter entferntes Gänseblümchen, „das ist Gift für einen gesund aussehenden Teint“ „Und der gefällt den Jungs!!“, fügte die erste Blume hinzu. Dann lachten die beiden gemeinsam und wandten sich wieder ihrem eigentlichen Thema zu, nämlich wie sie letzte Nacht von einige nette Sauerampfer-Jungs angesprochen worden waren. Als das Kleeblatt sicher war, das sich die beiden wieder ganz auf ihr Gespräch konzentrierten, flüsterte es traurig: „Das ist mir egal.“ So verging der halbe Sommer und durch das ständige Betrübte sein wurde das Kleeblatt ganz schal gelb. Da wollten auch die schönen Blumen nichts mehr mit ihm zu tun haben. Und mit der Zeit verkümmerte das kleine Kleeblatt immer mehr. Eines Tages kam ein Rotkehlchen vorbei geflattert und ließ sich in der Nähe des Kleeblatts nieder. Als es das arme Ding erblickte, kam es angehüpft und fragte es: „Warum bist du so verbittert? Der Sommer ist schön wie kein anderer. Alle auf diesem Hügel sind heiter fidel, nur du lässt alle Blätter hängen.“ Das kleine Kleeblatt blickte auf. Es hatte seit Wochen mit keinem mehr gesprochen, außer mit ein paar Schnecken, aber die unterhielten sich so langatmig, dass man schnell keine Lust mehr auf das Gespräch hatte. Darum antwortete es: „Ich bin so traurig, weil ich als einziger Klee hier ganz alleine stehe. Keiner will etwas mit mir zu tun haben. Die anderen Pflanzen finden mich nicht hübsch genug. Ich wäre zu klein und langweilig, sagen sie. Meine Blüte wäre nur schmutzig weiß und auch sonst könnte ich nichts Ansehnliches hervor bringen. Deshalb bin ich trübselig.“ Das Rotkehlchen dachte nach. Es war nämlich ein sehr schlaues Vögelchen, das viel in der Welt herumgekommen war und schon eine Menge gesehen hatte. Aus diesem Grunde dachte es bei sich: „Das arme Kerlchen hat sich seine Freunde selbst vergrault, weil es immer so wehmütig war. Aber das kann ich ihm doch nicht sagen, dann würde es nur noch unglücklicher werden!“ Laut sagte es: „Wenn du wirklich die

Pflanzen in deiner Nähe als Freunde haben willst, solltest du aus dir einfach etwas besonderes machen. Etwas das sonst noch keiner hier hat. Wenn du ihnen zeigst, wie einzigartig du bist, werden sie wieder Interesse zeigen.“ Und damit flog das Vögelchen weiter. „Das klingt eigentlich sehr durchdacht“, dachte das kleine Kleeblatt, „ich sollte diesen gutgemeinten Rat befolgen“ Es blieb die ganze Nacht wach und überlegte sich, was es Unübertreffliches machen konnte. Doch ihm viel nichts ein. Es grübelte bis zum nächsten Morgen. Dann schlief es schlagartig erschöpft ein. Darum bekam es auch die erstaunten bewundernden Blicke der ringsherum stehenden Gräsern nicht mehr mit. Als es am folgenden Tag aufwachte, war es umringt von allen Bewohnern des Hügels. Es glaubte über Nacht wäre ein Wunder geschehen. Aber nein. Durch das viele Nachdenken war etwas ganz Natürliches geschehen: ihm war ein neues Blatt gewachsen. Jetzt war es ein vierblättriges Kleeblatt!!! Die Anderen waren begeistert. So etwas hatte es auf dem Hügel nie gegeben. Selbst die eingebildeten Schönblütler beugten sich jetzt tief zu ihm hinab, um es aus der Nähe zu beobachten. Sogar die anderen Kleeblätter waren gekommen und wollten sich neben ihm einpflanzen. Unser Kleeblatt war glücklich. Endlich hatte es wieder Freunde! Doch die Zufriedenheit währte nicht lange. Bald ging das Gerücht von einem Eindringling um, der den Hügel unsicher machte und es auf Kleepflanzen abgesehen hatte. Angeblich suchte es eines mit vier Blättern, das ihm Glück bringen sollte. Die Stimmung auf dem Hügel wurde von Tag zu Tag drückender. Das kleine Kleeblatt ließ sich jedoch nicht verängstigen. „Ich bin so klein“, bildete es sich ein, „mich findet er auf diesem riesigen Hügel bestimmt nicht!“ Doch nur wenig später sollte es anders kommen. An diesem Morgen war die ganze Wiese in Aufruhr. Es lag ein Donnern in der Luft und die größeren Gewächse sprachen von einer Urgewalt, die alle Gräser niederwalzte. Sogar den alten Herren Brennessel hatte es erwischt! Dem Kleeblatt wurde es ganz mulmig. Was wenn es sich um den kleeblätterrausreißenden Eindringling handelte?! Das Donnern wurde immer lauter. Es kam näher. Und jetzt konnte selbst das kleine Kleeblatt sehen, wovon es hervorgerufen wurde. Ein riesiger Fuß trat dicht neben einem Löwenzahn auf. Die Erde bebte. Das Kleeblatt bekam es mit der Angst zu tun. Es hatte zwar schon von den Menschen gehört, aber noch nie einen gesehen. „Wenn mich dieses Monster aus der Erde reißt und entführt, sehe ich all meine Freunde nie wieder!“, hauchte es. Vor lauter Panik fing es an, hektisch hin und her zu schaukeln. Da kam ihm die Erleuchtung. Es ruckte und ruckelte, es rüttelte und riss.....und sein neues Blatt fiel ab! Aus Angst vor dem Menschen hatte es das abgerissen, was ihm am meisten Glück gebracht hatte. „Ich bin auch ohne ein viertes Blatt besonders. Ich muss es den Anderen nur zeigen!“, überlegte das Kleeblatt und war sonderbar erleichtert. „Das Rotkehlchen hatte Unrecht!“, stutzte es. Der Mensch jedoch, besser gesagt ein kleiner Junge, sah das Kleeblatt, beugte sich herunter... und bemerkte, dass es nur drei Blätter besaß. Unzufrieden ging er weiter. Unser Kleeblatt atmete auf. „Noch mal Glück gehabt!“

Tosca Dingeldein, D04, Q1

Glück gehabt

Bonny ging heute noch einmal die Pläne durch. Morgen sollte es passieren, der schon lang geplante Banküberfall, den vier Freunde zusammen schmiedeten, sollte morgen in der Royal Bank in San Francisco stattfinden. Die Räuber suchten sich diese Bank aus, weil dort nicht nur Geld zu stehlen war, in dieser Bank gab es auch viele Mengen an Goldbarren. Bonny war der „Leader“ dieser gefährlichen Bande, denn er hatte sie gegründet und die Pläne zum größten Teil durchdacht. Sie wollten so viel stehlen, wie nur möglich war, um ihr Leben auf den karibischen Inseln zu genießen und es dort auch zu Ende zu führen. Nachdem Bonny die Pläne durchging, fuhr er zu seinen Komplizen, um noch einmal klarzustellen, dass alles glatt laufen muss, damit sie auch flüchten können. Sie saßen im Wohnzimmer von Roy, der nach Bonny das Sagen hatte. Mit Zigarren und einem schottischen Whiskey verbrachten sie den Abend bei Roy. Alle sollten an diesem Tag früher ins Bett gehen, um am Tag des Überfalls nicht zu müde zu sein. Mittlerweile war Bonny zuhause angekommen, er wohnte nur ein paar Straßen von Roy entfernt und die anderen ebenfalls. Er schaute sich das Bild seiner verstorbenen Frau an und wusste, dass wenn er

festgenommen werden würde, sein Leben sich nicht verändern würde, da es nichts mehr zu verlieren gab. Das war der Grund dieses Überfalls, alle hatten nichts mehr zu verlieren, denn Bonny und Roy hatten ihre Frauen verloren und die anderen beiden, Clark und Barney, hatten nichts aus ihrem Leben gemacht. Dieser Überfall sollte der Ausweg aus diesem Leben, das so langweilig und eintönig war, sein. Der nächste Tag hatte begonnen und mit ihm auch der Tag des Überfalls. Bonny rief seine Jungs zusammen und sie gingen in ein naheliegendes Café, um zu frühstücken und sich mental auf die Tat vorzubereiten. Daraufhin gingen sie in eine Garage, die sie nicht in der Nähe ihrer Wohnungen mieteten, um nicht aufzufliegen. Außerdem war die Garage in der Nähe der Bank. Dort war das Auto mit den Waffen und der anderen Ausrüstung, die sie für den Überfall brauchten, geparkt. Sie stiegen alle ins Auto und fuhren zur Bank. Keiner von ihnen war nervös, denn das war nicht der erste Überfall dieser Bande, vielmehr der wahrscheinlich letzte. Ihr Ziel lag dann genau vor ihnen, die Royal Bank of San Francisco. Bonny sah den anderen noch einmal ins Auge und fragte, ob sie bereit seien, sie bejahten alle seine Frage und zogen die Sturmmasken an. Nachdem sie fertig damit waren, die Beute zu schnappen suchten sie nach dem unterirdischen Ausgang, der die Polizei in die irre führen sollte, denn sie standen alle vor dem Ein- und Ausgang und warteten dort auf die gefährliche Bande. Kurz bevor sie alle in diesem Ausgang verschwunden waren, stürmte die Polizei das Gebäude. Sie hatten Glück gehabt, denn, wenn die Polizisten diesen Ausgang sofort entdeckt hätten, wäre es das Ende für die Bande gewesen und ihr nächstes Ziel wäre das Gefängnis. Die Spezialeinheit von der Polizei hat diesen Ausgang nicht bemerkt, da die Angestellten in der Bank es vergessen hatten ihnen von diesem unterirdischen Fluchtweg der Täter zu berichten. So rannten sie einen Weg entlang, der sie zu einem Kanalausgang führte und direkt neben ihrem Auto lag. Gemütlich fuhren die vier Straftäter davon und flogen am selben Tag noch mit einem Privatjet auf die karibischen Inseln, um sich dort ein schönes Leben zu machen.

Yakup Tül, D04, Q1

Glück gehabt!“

In einer Stadt da lebt ein Mann
der allein nicht leben kann.
Alleine ist er immer wieder
alleine legte er sich nieder.

Auf der Partnersuche im Café
bleibt er alleine und das tut weh.
Einsam ist er und ohne freud
gerne hätt' er um sich paar Leut.

Am Computer ist er ganz flott
und gibt ein den ganzen Schrott.
Single 35 Jahr sucht nette Frau
die Augen grell blau-grau.

Die Nachricht die er versendet
in einem schlimmen Drama endet
denn die Frau um die er wirbt
nach einigen Tagen ganz schnell stirbt.

Die Götter sind ihm lange fort
zu gern hät' er sie ermord.
Seine Liebe ist ihm bald genommen
Doch er hat ihr Herz gewonnen.

Das letzte Geld hat er verwendet
damit die Geschichte nicht zu schnell endet.
Sie war wach und sah ihn an
und so wurde er ihr Mann.

Der Krebs der war besiegt
sie nun in seinen Armen liegt.
Sein Leben verbringt er nicht allein
und wird nie wieder einsam sein.

In einer Stadt da lebt ein Mann
der allein nicht leben kann.
Alleine ist er nimmer wieder
zusammen legen sie sich nieder.

Viel Glück hat er gehabt
die Einsamkeit die er vergrabt.
Nun ist auch das Gedicht vorbei
eine Wahre Geschichte nebenbei.
Christian Best & He Qun Zhu, D04, Q1